



Evelyn Schlag

Die große Freiheit des Ferenc Puskás

Roman

ISBN: 978-3-552-05516-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05516-2>

sowie im Buchhandel.

Valentin schwenkt nach rechts auf das Gelände der Tankstelle, bei der er auf dem Weg in die Hinterbrühl oft tankt. Heute stellt sich niemand an, dabei hat er heute keine Eile. Katharina wird schon eingecheckt haben. Er durfte sie nur zum Flughafenzug bringen. »Damit bin ich in sechzehn Minuten draußen, das schaffst du nie.« Kaum aus dem Auto, hatte sie das Handy am Ohr. Probenbeginn ist erst morgen, soviel weiß er, aber er ist wieder nicht dazugekommen, den Bühnentext zu lesen, der auf seinem Nachttisch liegt. Den Namen des jungen Autors in Zürich hat er vergessen. Er kann sich arabische Namen nicht merken. Bald werden seine Sätze in der Wohnung auftauchen, verschlüsselte Mitteilungen. Läse er den Text, würde er sie verstehen. Am Anfang drehte sie ihm sein Juristendeutsch im Mund um, verschloss seine Lippen mit einem Kuss. Sie küsste seine Spielereien mit.

Merkwürdige Ruhe, niemand stört ihn bei seinen Gedanken. Die Zapfsäulen, das bemerkt er jetzt, sind nicht mehr in Betrieb. Keine Person in der Glashütte, deren Wände von vielen Regengüssen gestreift sind. Jemand hat die Fußmatte gegen die Tür gelehnt. Die ausgebleichte Fahne der Mineralölfirma flattert weiter an ihrer Stange im Wind. Am Rand des Geländes liegen Autoreifen übereinander gestapelt, manns-hoch. Plastikplanen darüber, mit ein paar Reifen bedeckt, damit sie nicht wegfliegen. In ihren Senken steht altes Wasser. Auf dem Boden plattgefahrene Coladosen, da toben sich Kids mit ihren Mofas aus.

Ein gelber Volvo aus den Siebzigerjahren biegt ein, das Gelb wie heller Honig. Ein Mann steigt aus, öffnet den Tank

und hängt einen der Schläuche ein. Mit holzsteifen Armen in den Jackentaschen geht er auf und ab, wartet, dass sich der Tank fülle. Ein Geist, der an einer Geistertankstelle tankt. Endlich schaut er auf die Anzeige der Zapfsäule, schaut zu seinem Wagen, hin und her, stapft zu der Glashütte und schirmt die Augen mit den Händen seitlich ab, um hineinzublicken.

Na, begreifst du's endlich? Der Mann sieht zu ihm her. Nein, sagt Valentin, ohne die Lippen zu bewegen.

Er klopft an sein Fenster. Valentin steigt aus.

Wo sind die Arbeiter? fragt der Mann.

Die Tankstelle ist geschlossen.

Der Mann richtet sich auf, hebt die Arme und lässt sie in Verzweiflung fallen. Braucht er einen Kanister? Kann man aus dem Tank Benzin in einen Kanister füllen? Valentin stellt sich vor, wie aus seinem mühsam gekippten Auto ein Strahl Benzin in die Öffnung des Kanisters schießt. Okay, sagt er zu sich, schaltet den Motor ab und steigt aus.

Der Mann weicht ein paar Schritte zurück. Er sieht benommen aus, aber nicht betrunken. Nicht zornig. Vielleicht sediert.

Soll ich Ihnen helfen?

Mich müssen Sie nicht missionieren. Ich bin schon fertig. – Er versucht, den Zippverschluss seiner Lederjacke einzufädeln. Seine Hände zittern, sie führen die zwei Hälften so unbeholfen gegeneinander, dass es nicht gelingen kann.

Ist Ihnen kalt? Soll ich Ihnen helfen?

Der Mann schüttelt entschieden den Kopf. Es sieht aus, als verwerfe er alle sich aufdrängenden Wörter.

Wollen Sie jemanden anrufen?

Dieses Mal nicht. – Er dreht sich um und geht zu seinem Wagen zurück. Sein Gang ist normal, ein bisschen weich in den Knien. Als Valentin durchs Fenster in den Wagen hin-

einblickt, hat er eine Salzstange in den Mund gesteckt und zeichnet mit ihr in der Luft auf und ab. Er schaut Valentin betrübt an, nimmt die Salzstange aus dem Mund und klopft sich damit an die Stirn. Er öffnet die Autotür. – Siebzig Cent! Das sind hundert Schilling!

Zehn, sagt Valentin. Aber das ist auch zu viel. – Er selbst weiß nicht, was das Gebäck kostet, das er am Samstagmorgen fürs Frühstück kauft. Auf der Stirn des Mannes steht Schweiß.

Ich besuche meinen Vater, sagt Valentin. Er ist Diabetiker. Er muss manchmal Traubenzucker essen.

Ich nicht.

Sicher nicht?

Nein.

Valentin überlegt, ob er einen Notarzt rufen soll. Sein Vater wehrt sich bei einer Unterzuckerung am meisten gegen das Essen. Als habe die Krankheit ihn so gepolt, dass er das einzige, was ihm helfen kann, bekämpfen muss. Schreckliche Vorstellung, einen Feind im Körper mitzuschleppen, ein Anti-Ich. Wie etwas Künstliches, Geklontes, Eingepflanztes, das einen immer wieder überrumpeln will, nicht nachlässt, immer dieselbe Taktik. Jedes Mal gerade noch bezwungen. Kampf, Kampf, Kampf waren die Worte des Vaters, als Valentin ihn zu der Selbsthilfegruppe begleitete, an der der Vater danach nie mehr teilnahm. Auf das Gerede könne er gern verzichten. Es gebe da nichts psychisch zu erklären.

Mein Name ist Görtz, sagt Valentin. – Sofort bereut er es. Keine Veranlassung, dem Fremden seinen Namen anzudienen. Streckt dem Mann sogar die Hand hin. Der ergreift sie aus dem Auto mit der freien Hand, in der anderen hält er nach wie vor die Salzstange. Seinen Namen gibt er nicht preis. Essen Sie ruhig weiter. Ich rufe meinen Vater an. Er wartet auf mich.

Der Mann zieht die Augenbrauen hoch und wischt die Krümel von seiner Hose, ehe er ein weiteres Stück von der Salzstange abbeißt. Gut so, und noch einen Bissen. Und noch einen.

Frau Görtzs Geburtstag, sagt der Mann mit kauendem Mund. Wie alt wird sie werden?

Sie ist tot. Meine Mutter ist vor drei Jahren gestorben.

Nicht die. Die andere Frau Görtz.

Valentin braucht ein paar Sekunden, bis er begreift, dass seine Exfrau gemeint ist. Was will er von Ingeborg?

Ach so. Meine Frau ist ... war voriges Jahr siebenundfünfzig. – Wieso sagt er das?

Der Mann lächelt. – Ein schönes Alter.

Valentin will das Gespräch weghalten vom Persönlichen. Diesen Mann hat das Leben nur etwas schräg angelegt, mit einem kleinen, aber manageablem Defekt versehen. Vielleicht ist er gar nicht Diabetiker. Dachte bloß, die Tankstelle sei geöffnet, was sie bis vor kurzem ja war.

Ich rechne nach, sagt der Mann. Als meine Mutter sich unter die Erde legte, war sie nicht einmal vierzig.

Das tut mir leid.

Das wird – mir auch noch leid tun.

Wie?

Dass sie sich unter die Erde gelegt hat. Mit nicht einmal vierzig.

Beinahe hätte Valentin gefragt, »von selbst?« Das merkwürdige Reden wirkt ansteckend. Man kann doch nicht fragen, ob jemandes Mutter Selbstmord begangen hat. Er blickt zu Boden, hofft, die Tote würde verschwunden sein, wenn er wieder aufschaut. – Schrecklich, sagt er leise. – Der Mann steigt aus und fährt sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Seine Finger zittern immer noch. – Es ist zu spät! Wollen Sie meinen Ausweis sehen? – Der Mann greift in die Jackentasche

und zieht seinen Führerschein heraus. Valentin schämt sich, als er ihn öffnet und den Namen liest. László Földes. Jahrgang 1946. Vier Jahre älter als er. Er klappt den Ausweis schnell zu und gibt ihn zurück. Seine ganze sogenannte Performance hier ist eines Rechtsanwalts unwürdig. Ihn erinnert alles, was er tut, an die Polizei.

Nun? Wie heiÙe ich demnach?

Földes.

Földesch László.

Földesch László, ja. – Valentin fällt ein, dass die Ungarn den Familiennamen zuerst schreiben. – Angenehmen Vormittag noch, Herr Földesch. Ich muss jetzt zu meinem Vater fahren.

Und –???

Und?

Ihrer Frau zum Geburtstag gratulieren.

Valentin drückt zwei Finger gegen seine inneren Augwinkel, zwei Punkte beginnen miteinander zu funken. Sie blenden ihn fast aus. Er muss sich entscheiden. Ins Auto und weg. Er denkt: Dann – auf Wiedersehen. Die Worte werden nicht laut. Seine Hand, die er zum Gruß hinstrecken wollte, hört sich die Entscheidung nur an, führt keine Bewegung aus. Es ist nicht nötig. Földesch treibt ihn nicht an, der hat endlos Zeit. Der Verkehr läuft mit gleichmäßigem Geräusch an ihnen vorbei. Niemand zweigt in den Abbiegestreifen herein, nur sie beide haben es getan. Der Staub auf dem Boden ordnet sich ständig neu im Wind, der von den Autos hergeworfen wird. – Ich hole mir etwas, sagt er.

Valentin geht zu seinem Auto und schiebt das Handy in die Tasche seiner Jacke. Aus dem Handschuhfach nimmt er den Autoatlas. Dabei fällt sein Blick auf Katharinas Seite. Eine Packung Manner-Schnitten steckt im Fach. Genau das Richtige.

Földesch steht an sein Auto gelehnt, die Arme verschränkt, und beobachtet ihn. Valentin winkt vorsichtig mit dem Autoatlas.

Was haben Sie vor? fragt Földesch. – Valentin blättert im Autoatlas, ohne wirklich etwas zu suchen, schlägt Südosteuropa auf. – Was passt nicht?

Valentin reicht ihm stumm den Atlas und nimmt so bei-läufig, wie er kann, das Päckchen aus der Anzugtasche. Zieht an dem roten Streifen, bricht vorsichtig eine Schnitte von der ersten Reihe ab. Er versucht die oberste dünne Waffelschicht mit entblößten Zähnen herunterzulösen, wie Katharina das gern tut. Ein komischer Laut kommt aus seiner Kehle. Er schiebt das ganze Stück in den Mund, um sein Schluchzen zurückzudämmen. Während die Schnitte in seinem Mund zergeht, breitet sich die Vorstellung, Katharina betrüge ihn, machtvoll aus. Wenn dieser Földesch von seinen Schnitten isst, wird alles gut. Der arme Kerl mit seinem dreckigen Volvo, wenn der von seinen Schnitten isst.

Sie werden doch nicht krank werden? fragt Földesch.

Valentin hält ihm die Packung hin. – Schon möglich.

Földesch steckt zwei auf einmal in den Mund. Auf seinen Lippen kleben Waffelpartikel. Er nimmt Valentin die Packung aus der Hand und verschlingt die restlichen im Nu.

Alle österreichischen Diplomaten lassen sich die Schnitten ins Ausland schicken, sagt Valentin. Ohne die Schnitten könnten sie ihren Verpflichtungen gar nicht nachkommen.

Schnitten ja, Tabak nein. – Földesch wischt sich mit dem Ärmel über den Mund.

Du bist zu früh dran, sagt der Vater zur Begrüßung, auf den Steintreppen zum Hauseingang. Tadellos gekämmt, grauer Anzug, mit einer Hand hält er sich am Geländer an. – Der Sachverständige kommt erst in einer halben Stunde.

Valentin schwenkt ein weißes Paket.

Was ist da drin?

Ein Geschenk von Tina. Wollte ich dir letztes Mal schon geben. – Valentin springt die paar Stufen hinauf und umarmt seinen Vater mit der Schachtel auf dessen Rücken. Ihm kommt vor, der Geruch in seinem Elternhaus werde seit dem Tod der Mutter schneller alt. Im Vorraum Dunkelheit, kein Licht aufgedreht. Den Fleckenteppich hat Barbara, die Haushaltshilfe und Betreuerin, austauschen dürfen. An seiner Stelle haftet nun ein Läufer am Parkettboden, der nicht verrutscht. Der Vater geht voraus in die Küche und reißt die Verpackung auf.

Und das ist was?

Das sind Holzrollen für die Fußsohlen, die massieren dich.

Ich probier sie, wenn du wieder weg bist. Hol mir ein Glas Brombeermarmelade aus der Kammer, zweite Reihe von oben, rechts. Ich mache uns einen Kaffee.

Valentin schiebt den Riegel der weißgestrichenen Holztür auf. Sein Blick geht über die Reihen von Gläsern in verschiedenen Größen, runde und sechseckige. Ohne Mühe langt er zu den obersten Gläsern. Brombeeren 2005. Der Deckel ist mit solidem Staub bedeckt, eine verfestigte Schicht. Im Glas steckt ein geschrumpfter schwarzer Zylinder, eine kostbare Kultur, der letzte Jahrgang, den die Mutter eingekocht hat. Mit Fruchtzucker. Für ein paar Augenblicke sieht er sich als Buben, seine dunkelvioletten Fingerkuppen, an denen die Mutter mit ihren Lippen sog, so dass er Angst hatte, sie könne davon abbeißen, eine mit Lachen und Geschrei inszenierte Mischung aus Gefahr und Lust, Ahnung einer gespielten Welt, weil die Mutter sich so übertrieben über die Lippen fuhr und schmatzte, wie sie es sonst nie tat, und ihr neuerliches weichmäuliges Schnappen nach den Fingern.

Der Vater steht bei der Kaffeemaschine, will den Griff zum Durchpressen des heißen Wassers umdrehen. – Ich glaube, ich habe keine Kapsel eingesetzt. – Er dreht mit der anderen Hand ungeschickt herum. Valentin nimmt ihm den Halter aus der Hand.

Wenn ich dran denke, geht es nicht, sagt der Vater. Das ist so bei automatischen Handgriffen. – Er schiebt das Marmeladeglas auf der Arbeitsfläche hin und her. – Die hat sie vor drei Jahren noch –

Die Stimme des Vaters bricht jäh ab. Valentin dreht sich um. Dem Vater laufen Tränen über die Wangen. Er räuspert sich und hustet. Valentin füllt ein Glas mit Wasser, lenkt den Gefühlsausbruch ins Körperliche, als habe der Husten das Augenwasser herausgedrückt. Wie wenig da in jede Richtung fehlt. Als er mit den beiden Kaffeetassen ins Wohnzimmer kommt, sitzt der Vater in seinem knallblauen Ledersessel, den Dominik ihm vor ein paar Jahren zu Weihnachten geschenkt hat.

Ich schlage vor, du lässt mich das alles besprechen. Du brauchst nicht einmal mit hinauszugehen.

Wie sieht das aus? – Der Vater wendet den Kopf ab. Er lässt sich im Halbprofil betrachten, den Kopf erhoben, der Blick auf die Wand mit den alten Glasschränken gerichtet. Dort stehen seine Gesamtausgaben mit dem unleserlich gewordenen Kleindruck, die Schillerausgabe mit ihren Lederrücken und den Querbänden darauf, die wie arthritische Gelenke den Inhalt umklammern.

Wo ist deine eigenartige Freundin?

In Zürich. Wieso fragst du?

Man wird sich doch erkundigen dürfen. Vorige Woche war sie auch in Zürich, als du dir den Schaden angesehen hast. Die Kinder sind aus dem Haus, oder?

Tina ist in London. Weißt du doch.

»Aus dem Haus« heißt: sie können für sich sorgen. Sie sind nicht mehr abhängig von dir. Und ...

Lilli ist mit einer Freundin auf der Seidenstraße unterwegs.

Der Vater seufzt. Er trinkt einen Schluck, hält die Tasse mit beiden Händen. Auf dem Tisch liegt ein Stapel alter Akten, von denen er sich nicht trennen konnte. Valentin zieht an der zuoberst liegenden und schlägt sie auf. Diplomingenieur Gustav Weitmann.

Gib her. Das war kein Ruhmesblatt für mich.

Hast du den Prozess verloren?

Nein. Gewonnen. Ich hätte den Fall nicht annehmen sollen.

Und warum hast du? – Der Vater zuckt die Achseln. – Ach so. Alte Freundschaft. Oder noch ältere Freundschaft?

Der Vater reißt ihm die Akte aus der Hand und schlägt damit auf den Stapel. – Hör doch auf mit deinen ewigen Verdächtigungen. Leichte Körperverletzung, eine peinliche Sache, weil es vor einer einschlägigen Bar passierte. Ich habe damals erreicht, dass er nicht einmal vor Gericht aussagen musste.

Wieso ist er dann bei deinen Lieblingsfällen?

Das sind nicht nur meine Lieblingsfälle.

Welche Leichen hast du im Keller, will er spaßeshalber sagen, verbeißt sich den Satz aber der toten Mutter wegen. Er schaut auf die Uhr. – Ich geh schon voraus in den Garten. Lass dir Zeit.

Er öffnet die Tür zur Veranda und tritt ins Freie. Wie ich diesen Tag hasse, sagt Valentin leise. In zwei Stunden wird Katharina ihre Wohnungstür auf dem Zürichberg aufsperrern, die große Tasche in den Flur schieben, erleichtert, in ihrer eigenen Wohnung zu sein, wo sie nach ihrem Zeitplan leben kann. Sie erträgt sein langsames Lebenstempo nicht.

Sie sieht jedes Mal aus, als habe sie jemanden auf einer Intensivstation zurücklassen müssen.

Das wird mir auch noch leid tun, hat Földesch gesagt. Im letzten Moment von »Ihnen auch noch leid tun« abgelenkt.

*Als meine Mutter sich unter die Erde legte.*

Der Belgier hätte tot sein können, hört er die Stimme des Vaters von der Vorderseite des Hauses. – Da biegt er mit dem Sachverständigen um die Ecke. – Mein Sohn, Dr. Görtz. Und das ist der Herr Diplomingenieur.

Valentin muss sich die Geschichte des belgischen Rad-sportbetreuers erneut anhören. Dieser war mit seinem Auto über die Vorrangtafel hinausgefahren und in einen der Pfeiler des Lattenzauns gekracht.

Gewaltig. – Der Sachverständige steigt auf den im Rasen liegenden Pfeiler und geht darauf entlang. – Wann wurde der Zaun gebaut?

Das war 1962, als das Haus renoviert wurde, sagt Valentin.

Und seither wurde er nicht mehr erneuert?

Nein. Warum auch? Bisher ist nie ein Belgier hineingefahren, sagt der Vater.

Wir haben zwei Varianten. Sie können den Pfeiler gleich erneuern, sobald wir das mit der belgischen Versicherung verhandelt haben, oder sich die zu schätzende Summe ablösen lassen. Wenn Sie ohnedies vorhatten, den Zaun zu erneuern oder es später richten zu lassen, bekommen sie die Ablösesumme. Die ist meistens etwas niedriger.

Valentin, das wäre doch eine Option?

Wir haben das schon besprochen, es kommt natürlich nicht in Frage. Der Pfeiler muss so rasch wie möglich ersetzt werden. Niemand will hier ein Loch.

Der Diplomingenieur klickt mit seinem Handy den Scha-

denbereich ab, klettert über die mitgerissenen Holzplanken auf den Gehsteig hinaus.

Vater, du lässt uns das jetzt allein zu Ende bringen. Ich möchte keine Zwischenrufe mehr. Ich erledige das. Haben wir uns verstanden?

Der Vater kaut an einer Antwort herum, aber es bleibt bei einem Schmatzen, das zu einem ganz anderen Typ passen würde, nicht zu dem auf Noblesse und Anstand bemühten Rechtsanwalt in Ruhe.

Viermal ruft Valentin vom Büro aus Katharinas Handy an, jeweils am Ende eines langen Kämpfens mit seiner Ungeduld, seiner Sorge, seinem Stolz, bis er sich nicht länger beherrschen kann und die Nummer drückt. Nur die Mailbox dran, diese quälende, Normalität vortäuschende und vom letzten Stand der Dinge nichts wissende Stimme Katharinas. Am Nachmittag schickt er ihr eine SMS. Ich vermisse dich. XXX. Drei Küsse. Wenn er ein X drückt, kommen automatisch die nächsten zwei. Machen aus einem banalen Kürzel Routine.